

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 206.

Mittwoch, den 22. Oktober.

1918

51 Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Auf der Treppe sah Helge, daß die meisten Kontore schon geschlossen hatten, und er bemerkte, wie eine Sicherheitswache von Pinkerton im Begriff war, die Türschlösser zu prüfen. Auf dem breiten Korridor schien es ihm, als ob ein langes, schwächliches, mageres, ziemlich billig gekleidetes Individuum gerade auf ihn zuschöffe, und er trat unwillkürlich einen Schritt zur Seite. Dasselbe tat die Gestalt, und jetzt sah er, daß er das selbst war, zurückgeworfen von einem vom Fußboden bis zur Decke reichenden und auf den Seiten mit Portieren besetzten Spiegel. Eine Sekunde lang betrachtete er sein Bild, und es schien ihn ebenfalls traurig zu betrachten, als wollte es sagen: wozu bin ich da? Im selben Augenblick aber öffnete sich eine Tür, in der Ferne klrirten Tablets, ein Aufzug von einem Servierlist wehte herüber, und Wendel fuhr zusammen, als hätte er sich verstoßenermaßen einen Blick durchs Schlüsselloch erlaubt. An einer Biegung des Ganges stieß er auf einen pfeifenden Herrn, sah, daß es Gomez Bradford war, ein halsbrecherischer Spekulant, der schon fast als Schwindler betrachtet wurde, wollte vorübergehen, wurde aber zurückgehalten und hörte Bradfords musikalische, südländische Stimme:

- Was treibt Zoe unten bei Roth?
- Er raucht, antwortete Helge.
- Was weiter?
- Nichts.

Bradford griff mit seinen schmalen Fingern tief in die rechte Westentasche. Aber dann besann er sich und ging pfeifend weiter. Der gelbe Salon roch stark nach ägyptischen Zigaretten. Es hatten zwei hier gefrühstückt — die Bedeckten standen noch da und im Silberreimer lehnte eine dickbauchige Magnumflasche mit um den Hals gebundener Serviette, wie ein müder Gourmet, der sich überfressen hat. Der Pelz lag über einem Sofa hingeschleudert.

Helge hob ihn auf und legte ihn über den Arm; dabei bemerkte er ein kleines, zierlich eingewickeltes Paket, das unter dem dicken Kleidungsstück gelegen hatte. Es war nicht schwer, auf den Inhalt zu raten; denn in einer Ecke stand in erhabenem Golddruck ein magisches Monogramm, das berühmte Firmenzeichen von Tiffany, dessen bloßer Vokalklang die Vorstellung an ein Diadem aus Rubinen, Diamanten und Saphiren erweckt. Vermutlich hatte der Millionär ganz einfach vergessen, seinem Bisavis beim Dessert das kleine Geschenk zu überreichen.

— Gott weiß, was er in seinen Taschen hat, dachte Helge, der den nächsten Aufzug nach unten benützte; wer weiß — vielleicht den ganzen Feldzugsplan für die Weizenkampagne? Der Pelz ist wohl an und für sich ein kleines Vermögen wert — gar nicht zu reden von dem Paket — aber was ist das gegen einen Corner-Plan? Zu denken, daß ich es so weit gebracht habe in der Welt, daß ich hier Millionen umhertrage . . . !

Im Kontor war alles im Aufbruch begriffen. Die Schreibmaschinen hatten ihre Hüllen um, die Rollklappen der Bulte waren herabgelassen, alle Bücher ins Untergeschoß getragen und eingeschlossen, halbe Lichterreihen gelöscht und die meisten vom Personal in ihre Ueberkleider gehüllt. Es wirkte seltsam in dem warmen Raum, all diese Pelze und Mäntel, großen Tücher und Plaids, Halschals, Boas, Pelzhauben und Mützen zu sehen. Alle, ohne Ausnahme, trugen Ohrenschützer, kleine Klappen aus Pelz oder Samt, die gegen das Ohr gepreßt und durch eine Feder festgehalten wurden. Es war dies ein großer Massenartikel in der Zeit der Blizzards und notwendig, da das bloße Ueberschreiten einer Straße das Erfrieren des empfindlichen Gliedes mit sich führen konnte.

Man besprach untereinander die Möglichkeit, nach Hause zu kommen. Das letzte Bulletin von einem der Bureautelegraphen teilte mit, daß die meisten Hauptlinien der Kabel-Transbahn wieder klar seien, seit die elektrischen Schneepflüge in Gang gesetzt wären. Und das Kontorpersonal begann sich truppweise über den unterirdischen Sintergang zu entfernen.

Der Passagieragent, Mr. Ranch, der in Evanston wohnte, hatte ein Zimmer im Hotel genommen und behielt Herrn Swanson, seine rechte Hand und Chef der ersten Klasse-Abteilung, bei sich. Sie wollten zusammen irgendeinen Billettschwandel planen, um womöglich, trotz der schlechten Zeiten, das Weihnachtsschiff halbwegs zu füllen. Jetzt näherte er sich verbindlich Roth und Reuter.

Es war ein Schurkengesicht im Goldknaiser. Die Haut war olivfarben, aber nicht olivbraun, sondern olivgrün. Aus einem mumiendürren Gesicht, in dem ein bleichschwarzer Mongolenschnurrbart ein paar blutlose Lippen zu verstopfen suchte, fladerten hinter den bligenden Gläsern zwei unzuverlässige und ständig unruhige Augen von senfgelber Farbe. Aber sie konnten die Farbe wechseln wie die Augen der Nachttiere, und manchmal wurden sie schmutzblau. Das Haar sah aus, als wäre es auf den Schädel gemalt, so stark gewachst war es, und die Glühlampen spiegelten sich darin. Dieser Vampir hatte seine bedeutende Stellung durch eine Reihe der unerhörtesten Maulwurfskünste errungen, und zuletzt hatte er mit Hilfe seines Werkzeuges Swanson, der dabei die Rolle des Judas Ischarioth spielte, glücklich den schwedischen Agenten, den alten Nils Andersson, der das westliche Kontor gegründet und dreißig Jahre lang für seine vergötterte Linie gekämpft hatte, wegintrigiert. Mit ihm hatte das ganze übrige schwedische Personal gehen müssen, Hals über Kopf; bloß Swanson, der sich nicht zu den Schweden rechnete, weil er schon als Kind herübergekommen war, wurde beibehalten und befördert, und Wendel war es geglückt, sich in die Frachtabteilung hinüberzuretten. — Swanson hatte ein farbloses Gesicht, farbloses, mit Wasser gekämmtes Haar, farblose, fast molkenblaue, mit goldumrandeter Brille versehene Augen, gelbe Zähne und einen Käsegeruchatem. Er folgte Herrn Ranch wie ein Schatten, stets bereit, bei der Hand zu sein, falls der Chef im Gespräch seine Unwissenheit verraten sollte.

— Ein schreckliches Wetter; guten Abend, Herr Reuter, guten Abend, Herr Roth — man könnte beinahe sagen —

Hier unterbrach er sich und blickte sich um; darauf trat er näher und dämpfte die Stimme:

— Man könnte beinahe sagen: ein Teufelswetter!

Die beiden Herren betrachteten den Agenten mit einem Ausdruck, der ein wohlwollendes Lächeln vorstellen sollte, aber nichts besagte. Reuter erhob sich und nahm seinen Pelz in Empfang, nickte zum Dank und ließ das kleine Paket gleichgültig in eine Tasche gleiten. Darauf gähnte er und gab mit dem Finger ein Zeichen nach der Glastür. Diese öffnete sich sogleich, und ein hartloser junger Mann, dessen Körper unter der kaffeebraunen Livree aus zusammengewundenen Stahlmuskeln zu bestehen schien, trat ein.

— Ford, sagte der Spekulant, ist das Auto da?

— Ja, Herr.

— Gut. Sei sofort bereit!

Der Chauffeur verschwand.

Ranch hatte Roth ein wenig beiseite gezogen.

— Etwas Neues? flüsterte er ängstlich.

— Nein, Mr. Ranch, nichts. Doch halte ich es nicht für unwahrscheinlich, daß Herr Reuter Zimmer weiter weg mieten wird . . .

Ranch wurde um eine Schattierung grüner, was seine Art zu erröten war, als wäre Galle ihm in die Adern geflossen; denn dies war ganz und gar nicht, worauf er hinielt, und er wußte, daß Roth ihn nicht mißverstanden hatte. Aber mit noch weicherer Stimme und sonnigerer Miene fuhr er fort:

— Nein, nein — ich meine aus dem Hauptquartier — aus Liverpool?

— Nein.

— Sm. Nichts Privates? Keine Gerüchte?

Mit unerschütterlicher Frechheit und offenem Hohn in seinem schönen Gesicht antwortete der jüdische Frachtagent:

— Nein; der englische Markt ist flau, und sie wissen augenscheinlich nichts von dem Cornerklatz hier.

Wendel genoß diese Szene, und er zitterte dabei im Innersten vor Haß gegen diesen Amerikaner, den er innerhalb fünf Minuten fünf Familien seiner Landsleute in Unglück und Verzweiflung hatte stürzen sehen. Er hatte sich

selbst zugeschworen, für das bloße trodene Brot im Kontor zu bleiben, nur um seinen Sturz mit anzusehen. Und er wußte, dieser stand bevor

Randh ersticke einen greulichen Fluch und nickte beifällig und verständnisinnig. Er versuchte, seinen Mitregenten in den Westen, den er im Geheimen fürchtete, weil er, als der Jüngere, für die Gesellschaft größere Bedeutung hatte, galgenhumoristisch zu nehmen.

— He, he, wieherte er — und Swanson stimmte wie ein Echo mit ein — he, he, Sie sind mir ein Lieber, Mr. Roth. Na ja, also gute Nacht! im übrigen meinte ich, wie Sie wohl wissen, den hohen Reisenden, der kommen soll, den Mann aus London und Liverpool — hm.

— Ach so, sagte Roth und gähnte wie Reuter — ja, ich habe ein paar private Zeilen vom jungen Loppin bekommen, einem Verwandten von Mr. Ismay — Sie wissen doch. Aber sie waren persönlicher Natur im strengsten Sinne des Wortes.

Und mit einem strahlenden Nächeln grüßte er Herrn Randh, dessen Herz sich in nervösem Schreck zusammenkrampfte.

— Ich kann Sie in meinem Auto mitnehmen, sagte Reuter. Ich möchte etwas mit Ihnen besprechen. Wir wollen im Union-Klub dinieren.

Alle waren gegangen. Eine einzige Stehlampe brannte in der Frachtabteilung. Selge untersuchte an seinem Pult die Geheimkorrespondenz des Tages und las aufmerksam den Brief von Loppin. Er empfand dabei keinerlei Gewissensbisse.

Die Hotelhalle war fast leer. In den Speisefälen erklangen von neuem Saiteninstrumente. Selge knöpfte seinen Heberzieher zu und klappte den Kragen hoch. Am Jacksonausgang kam ein Bündel mit einer Acetylenlaterne ihm entgegen. Es war Morley, der Nachtwächter, der schon seine erste Runde begonnen hatte.

— Hallo, junger Mann, flüsterte er mit seiner heiseren Whistystimme, jetzt eben, jetzt eben hab ich ihn wieder gesehen.

Es war eine fixe Idee bei Morley, daß er nachts ein Gespenst in den Hotelhöfen umherwandern sah.

— So! sagte Wendel.

— Drüben bei den Ställen hab ich ihn gesehen, sagte Morley. Drüben bei den Ställen. Er ist in eine der Garagen gegangen. Jawohl, in eine Garage ist er gegangen.

Er hatte eine ermüdende Art, denselben Satz ein paarmal zu wiederholen.

— Gute Nacht, Morley!

— Es war ein Geist, rief der Alte hinter ihm drein, jawohl, ein Geist war es . . .

Es schneite nicht mehr und der Sturm schlief. Die Wolkenkraker der La Salle Street standen verödet und die Wände verloren sich im Dunkel. Von den Gesimsen lösten sich Schneestreifen und fielen in dem kalten Licht unter den Schutthauben der hohen Bogenlampen auf den gefrorenen Asphalt. Das Tor der Börse war geschlossen; weit in der Ferne gähnte der nördliche Tunneltrachen, der die schwarzen Kabelaüge verschlang. Die Kälte knisterte. Einsame, frostzitternde Gestalten strichen längs der Mauer hin. Zur Linken und zur Rechten öffneten sich gerade, leere, meilenlange Straßen. Nach oben zu verschwanden ihre wolkenhohen Wände im Dunkel. Nach unten hin fiel kaltes, weißes, elektrisches Licht auf die harten Fußsteige. Neue Straßen in Schwarz und Weiß. Unheimlich, kalt, öde. Gefrorene Schneestreifen; eine frostsichauernde Gestalt; die Kälte knistert. Hohe, harte Mauern; kalte Eisenpfeiler mit kaltem Licht.

An einer Straßenecke die blendende Laterne einer Bar. Warme Spritluft steigt aus dem Eingang empor.

Selge Wendel geht hinein und trinkt Whisky.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erwachen.

Skizze von Maria Adele Pirsch.

Lisbeth, die jüngste Tochter des Bergmanns Abel, stand am Fenster und starrte in die dämmernde Nacht hinaus. In den stillen, grübelnd-suchenden Blauaugen standen Tränen; hatte man doch ihren Friß schwer verwundet aus der Grube gebracht. Und damit war die Hoffnung auf eine vereinte Zukunft wieder in weite Ferne gerückt. Das Mädchen fühlte einen unbändigen Jörn über sich Nacht gewinnen. Grimmig ausschlagend ballte sie die kleine, abgearbeitete Hand zur Faust. Wohnte es sich denn wirklich zu leben? War man nicht ein Spielball in anderer Faust? Was galt denn das Leben des Arbeiters? . . . Nun hatten sie beide schon jahrelang gespart, um sich diesen Winter endlich ein gemeinsames Heim schaffen zu können — und nun dies! . . . Und

warum? . . . Weil der Grubenbesitzer nicht einsehen konnte, daß die vorhandenen Sicherheiten gleich Null seien. Es ihm zu beweisen, mußte erst ein Opfer auf der Bahre liegen. . . .

Eine große Entmutigung kam über sie. Ach! Was nützte das alles, der ganze Haß, der ganze Jörn! Sie war ja machtlos — nur ein Weib! . . .

„Lisbeth!“

Eine schwache, zitternde Stimme rief. . . . Und doch besaß diese schwache Stimme eine große Macht über den starken, jungen Körper des Mädchens. Sie zuckte zusammen. Ihr Herz schlug ungestüm, als sie, auf den Bebenspitzen gehend, dem Rufe folgte. Es war ja Friß, ihr Friß, der sie rief. . . . Seit gestern abend, als man ihn gebracht, hatte er in todesähnlichen Schlummer gelegen. Lisbeth — war sein erstes Wort. Da er niemand weiter hatte auf der ganzen Welt als sie, so hatte sie es durchgesetzt, ihn pflegen zu dürfen — unter Anleitung des Grubenarztes, der sich keine bessere Pflegerin wünschen konnte.

„Friß? . . .“ „Werde ich wieder gesund?“ . . .

Ruhig hasteten die Augen des Kranken, treue, blaue, in den stillen, tiefen Braunaugen des Mädchens. Langsam füllten sich diese mit heißen Tropfen, doch tapfer hielten sie den wahrheitsheißenden Strahl der Blauen aus. . . . Und der Kranke las. . . . Dann seufzte er schwer und legte seine Hand wie müde auf des Mädchens Kopf, der plötzlich schwer auf den Rippen lag. . . .

„Also wohl ein Krüppel all mein Leben lang?“ . . . „Wie, wirst Du trotzdem mein Weib?“ . . . Er hielt den Atem an — eine Lebensfrage war es, die er getan, denn was sollte er wohl als ein Krüppel auf der Welt, ohne sie . . .

„Ja, Friß, ja!“ Und fassunglos nahm sie ihn in den Arm und bettete seinen Kopf an ihre junge Brust. Und der Kranke, ermatet von der Aufregung, nickte ihr dankbar zu und seine Augen schlofen sich zum Schlummer. Leise und sanft, wie eine Mutter ihr Kind, bettete sie ihn in die Rippen, immer und immer wieder von einem qualvollen, unterdrückten Schluchzen gestoßen. Ein wildes, zorniges Schluchzen war es. . . . Es drohte ihr die junge Brust zu zerprengen, das Uebermaß von Schmerz, den das Schicksal auf ihre jungen Schultern gelegt.

Ach der Arme, der Arme — ihre Augen hatten gelogen — nein — er hatte falsch gelesen. . . . Es mußte ja ein Todesurteil drin gestanden haben. Ein Todesurteil. Als der Arzt heute früh da war, sagte er: „Nein, er schläft zuviel! Zuviel! Sollte es etwa schlimm werden in der Nacht, ich bin zu Hause.“ . . . Und das war das Todesurteil gewesen. O — sie wußte es noch genau — als man damals ihre Mutter heimbrachte, hatte derselbe Arzt dieselben Worte gesagt — nein — nur so gleichgültig hingeworfen — „Wenn es etwa schlimm werden sollte . . .“ Und jene Nacht war ihrer Mutter letzte gewesen. . . .

O, diese Grube!

Fassunglos, wie ein weidwundes Tier, stöhnte sie auf in ihrem namenlosen Schmerz. — — Die Mutter hatte das Geschick ihr geraubt, dann zwei junge, kerngesunde Brüder, und nun nahm es ihr auch noch ihn, ihr Teuerstes, an dem sie mehr hing als an ihrer ganzen Familie. . . . Und wie lange wird es noch dauern, da geht auch der Vater. Sah er nicht schon aus wie ein Sterbenskranker und mußte trotzdem noch alle Tage einfahren?

Wild blickte das Mädchen um sich. Gab es denn wirklich keinen Gott, der dies Elend sah? . . . Wo war er denn, an den sie so fest geglaubt, zu dem sie immer noch betete — von dem es hieß, er wäre am nächsten, wenn die Not am größten?

So komm doch, Du dort oben und hilf! Hilf uns doch, wir sind ja auch Deine Kinder — nicht nur die, die in Samt und Seide gehen — für die Du nicht da bist — die Dich bloß einmal in ihre besudelte Faust nehmen als Prügel für uns, als Drohung — um uns weiter treten zu können. . . . Hilf doch — Du, Du uraltes Märchen. . . .

In wahnsinniger Hast riß sie das Kreuzifix und die zwei Heiligenbilder von der Wand — zerriß die Bilder, zerbrach das Kreuz und warf die Trümmer erbittert von sich. . . .

Stier vor sich hinblickend saß sie lange, lange. . . . Nach und nach ebte ihr leidenschaftlicher Jörn zurück, sie wurde ruhiger; aber keine erlösende Träne wollte die Augen dunkeln. Ungeschwächt lag die ganze, große Last ihres Schmerzes in der jungen Seele. Nun erst, da sie gebrochen mit dem blinden Glauben ihrer Väter, nun erhellte sich manches in ihrem Geiste, das vordem dunkel und tot in ihr lag. Wohl begriff sie nun, daß es nicht bloße Pflichterfüllung war, was jene bei der großen Grubenkatastrophe immer und immer wieder hineintrieb in den schon brennenden Schacht — sie alle wußten wohl schon, daß kein gütiger Gott da war, ihnen zu helfen — selbst mußten sie sich helfen — und sie taten es. Sie fühlten wohl auch, wie Friß immer sagte, daß sie alle an einer Kette schliefen. . . .

Lisbeth rieb die brennenden Augen — — ihr Friß, wie oft hatte sie ihn ausgelacht und wohl gar einen Gottlosen gescholten, wenn er sie bat, doch seine Religion anzunehmen. Sie hatte gelacht, wenn er ihr von den hohen Zielen sprach, an die er felsenfest glaubte — sie konnte jetzt nicht mehr darüber lachen — welch große, herrliche Lehre mußte es sein, wenn ihre Jünger so begeistert in den Tod gingen — einer für alle — alle für einen. . . .

„Rache nicht, Lisbeth,“ hatte er einmal gesagt, „es tut mir wehe. Sieh, macht uns nicht schon allein das Streben nach Frei-

heit, das Verlangen, besser als jene, die im stumpfen Alltagsstrott dahingehen und nicht fragen, ob Sonn- oder Feiertag? Besser als jene, die nur kriechen und dienen und nie den Blick auch einmal verlangend über sich heben?"

Sie mußte ihm damals recht geben — und sie gab ihm heute recht. . . .

Mit schmerzlicher Freude jauchzte ihr Herz der neuen Lehre zu. Sie war die Religion ihres Fris gewesen, sie sollte auch die ihre sein. Und still und tief wie ihr ganzes Gemüt war auch der Schwur, ihr Leben dafür zu weihen. . . .

Drohnd schlug die Glode draußen vier dumpfe Sschläge. Dumpf und traurig, als riefte sie jemand. . . . Der Kranke schlug die Augen auf. Suchend gingen sie in dem spärlich erleuchteten Zimmerchen umher. Wie auf einen Ruf kam Lisbeth näher und stand nun am Bette. Die blauen Augen grüßten treuherzig die leidvollen braunen. . . .

"Lisbeth — mein Lieb, mein treues, süßes Lieb!"

Mit letzter Kraft streckte der Kranke voll Sehnsucht die Arme aus, und das junge Weib drückte sich hinein. Eine Weile lag sie so ganz still. Dann bettete sie seinen dunklen Kopf an ihre gequälte Brust. . . . "Schlaf wohl — mein Fris!" Und Lippen und Augen nahmen Abschied auf immer. . . . Immer schwächer wurde der Atem des Kranken. . . . wie ängstliche Bitte lag es in seinem Auge. Lisbeth rückte wortlos die Kissen hoch. Mit letzter Kraft umfaßt der Sterbende, wie hilfesuchend, den jugendstarken Mädchenkörper — — — ein letztes, inniges Grüßen und für Lisbeth haben sich die treuesten Augen geschlossen.

Mit dem jungen Tag aber ging ein junges Weib in die Welt, um ihren Schwur zu erfüllen. . . .

Berliner Aquarium.

Aus den Terrarien.

Im ersten Stockwerk des Aquariumgebäudes finden wir außer einer Anzahl tropischer Fische, die im Erdgehoß nicht untergebracht werden konnten, nur Angehörige der beiden Tierklassen der Lurche oder Amphibien und Kriechtiere oder Reptilien. Gleich rechts vom Eingange können wir verschiedene Riesenschildkröten in ihrem beschrifteten, ja geradezu stumpfsinnigen Leben beobachten, selten sehen wir eins dieser mit einem schweren und hochgewölbten Panzer belasteten Tiere sich bewegt. Die meisten dieser unbeduldsamen Reien stammen aus Afrika. Sie nähren sich hauptsächlich von Pflanzenstoffen. Es gibt Arten — z. B. die im Aussterben begriffenen Elefantenschildkröten einiger Inseln des Stillen und Indischen Ozeans —, die ein Gewicht von 8 Zentnern erreichen und die auf ihren Rücken mehrere Männer tragen können. Die Langlebigkeit der Riesenschildkröten ist groß. Sie bringen es auf einige hundert Jahre. Vor zwei Jahren wurde eine Elefantenschildkröte gefangen, die auf ihrem Rücken eine Inschrift aus dem Jahre 1793 trug.

Unmittelbar vor dem Schildkrötenläufig steht ein größerer Behälter mit jungen Krokodilen, die meist in träger Ruhe neben- und aufeinander liegen, halb im Wasser, halb auf dem Lande. Wir finden da junge und meist noch recht winzige Nil-, Panzer- und Stumpfkrokodile aus Afrika sowie junge Alligatoren und Spitzkrokodile aus Nordamerika. Auf der gleichen Seite (rechts vom Eingang) finden wir am Fenster und an der Wand noch eine ganze Anzahl von kleineren Reptilien und Lurchen. Da machen wir besonders auf den zur Gruppe der Laubfrösche gehörenden Wechselrochen aufmerksam, der sich seiner Umgebung durch willkürliche, aber langsame Farberänderung anzupassen weiß, und auf den aus Australien stammenden Korallenfinger, der auch zu den Laubfröschen gehört und mindestens doppelt so groß ist wie unser heimischer Laubfrosch. Er ist, wenn er auch stundenlang ganz still sitzen kann, ein sehr bewegliches Tier. In seiner Nähe haufen einige ausländische Laubfrösche, die noch größer sind.

Auf der rechten Seite dieses Saales, in geringer Entfernung von den ausländischen Laubfröschen, steht ein großes Terrarium (Trockenbehälter) mit Anolis und Basilisken. Die Anolis sind muntere und recht uiltige Eidechsen von schlanker Form mit langen Schwänzen, die auf Bäumen leben und vermöge ihrer Hautzehen (ähnlich wie die Laubfrösche) an glatten Wänden sitzen können. Sie können sich der Färbung ihrer Umgebung anpassen und der Farberwechsel vollzieht sich bei ihnen außerordentlich schnell. Interessant ist ihre Fähigkeit, die Augen unabhängig voneinander zu bewegen. Während sie z. B. mit dem einen Auge einen am Boden kriechenden Wurm beobachten, vermögen sie mit dem anderen Auge eine an der Wand oder an der Decke ihres Behälters kriechende Fliege zu verfolgen, um schließlich das eine oder andere dieser Tiere mit sicherem Sprunge zu ergreifen. Sie leben zwar gefellig, die Männchen sind aber recht streitsüchtig, besonders zur Paarungszeit. Ihre Heimat ist Westindien.

Aus Zentralamerika kommen die Basilisken, die bis 1 Meter lang werden. In der Sammlung vorhanden ist der gestreifte Basilisk. Auch die Basilisken sind sprungtätige Baum-eidechsen und gehören wie die Anolis zu der Eidechsenfamilie der Leguane. Zu dieser Familie gehören schließlich noch die in einem der letzten großen Terrarien auf der rechten Seite des rechten Ganges untergebrachten blaugrau gefärbten Nashornleguane aus

St. Domingo (zirka 1 3/4 Meter lang), so genannt wegen der Höcker-schuppen auf der Schnauze. Sie sind außerordentlich intelligente Tiere, wie auch die mit ihnen zusammen wohnenden Grünen Leguane (zirka 1 1/2 Meter lang), deren Heimat Südamerika ist. Sie sind wie alle echten Leguane abenteuerlich gestaltete Tiere, denen trotzdem eine gewisse Staitlichkeit im Aussehen zuzupredien ist. Rumpf und Schwanz sind seitlich abgeplattet. Der Rücken ist mit einem Stammschmud versehen, der bei den Männchen besonders prächtig entwickelt ist. Die Männchen besitzen außerdem eine lange Kehlwamme. Beide Leguane leben auf Bäumen und kommen nur selten auf den Erdboden herab. Im Terrarium liegen sie träge auf den Baumstämmen herum. Ihre Hauptnahrung besteht in Früchten und krautartigen Blättern grüner Pflanzen; doch verschmähen sie unter Umständen auch Fleisch nicht. Wenn sie jung in die Gefangenschaft geraten, werden sie bald so zutraulich, daß sie ihrem Pfleger aus der Hand fressen.

Zu der Familie der Leguane gehört auch der bedeutend kleinere Kieleschupper (Sceloporus). Dieses Tier ist etwas größer als die Anolis aber von gedrungenerem Körperbau. Während die Oberseite unscheinbar gefärbt ist, zeigt die Unterseite meist eine schöne Blaufärbung. Die Tierchen leben in trockenen Wäldern Mittelamerikas und besitzen eine vortreffliche Gewandtheit im Klettern. In dem gleichen Behälter, in dem der Kieleschupper untergebracht ist, lebt noch eine Molch-Anolis, ein gestreifter Basilisk und eine Gruppe Gedonen (Mauergedo, Panthergedo, Grüner Taggedo, Breitschwanzgedo usw.). Die Rehen der letzteren besitzen Hautleisten, genau wie die Anolis; infolgedessen können sie wie diese an glatten Glaswänden, ja an der Stübendecke kreuz und quer herumlaufen. Die meisten von ihnen führen eine nächtliche Lebensweise. Sie schleichen dabei ihre Beute ebenso an, wie es die Katzen tun. Der Mauergedo ist in Südwesteuropa und Nordafrika beheimatet. Die Spalte seines Auges ist, wie bei allen Nachtgedonen, bei Tage ein etwas zudig erscheinender aufrechter Schlit, während sie sich bei Nacht zu einem fast den ganzen sichtbaren Augapfel einnehmenden Loch erweitert. Geradezu geistertisch mutet der aus Aegypten stammende Fächerfinger an, der eine Länge von 12—14 Zentimeter erreicht. Unheimlich wirkt das Tier durch die auffällige Hagerkeit, die sparrigen Beine, den globulösen Kopf. Es hat eine graue oder graubraune Färbung mit hellen oder dunklen Flecken.

Auch Taggedos gibt es. Zu ihnen gehört der schönste aller Gedonen, der sogenannte Grüne Taggedo aus Madagaskar, der an Farbenpracht von keinem anderen Tier übertroffen wird. Er erreicht eine Länge von 20 Zentimetern. Ein auffallend schönes Tier ist auch der Panthergedo. Der Breitschwanzgedo ist ebenfalls ein Taggedo. Einen recht possierlichen Eindruck macht der zu den Nachtgedonen zählende Dünnsinger. Er vermag nicht, wie die anderen Gedonen, an den Glasscheiben seines Behälters zu sitzen, sondern kann nur am Boden leben. Meist verkrücht er sich des Tags über unter Steinen usw. Die Gedos sind bewegliche und amüsante Tiere. Die tagsüber mächtig verschlafenen und langweiligen Nachtgedos werden in der Nacht zu äußerst sünnen, ja oft allzu lustigen Geiellen. Am allerlebhaftesten sind die Gedos in der Abenddämmerung. Im Zorn richten sich die Gedos hoch auf den Beinen auf und machen einen richtigen Katzenbuddel dazu.

In der Nähe der Gedonen findet sich eine Anzahl kleinerer ausländischer Sumpfschildkröten, die an Kopf und Hals meist schön gezeichnet sind. In einem anderen Behälter mit gelbem Wästenlande auf dem Boden lebt eine Anzahl Walzeneschen und Kröteneschen mit Sand-schlangen zusammen. Die Walzeneschen stammen aus den südlichen Mittelmeerländern. Sie erreichen eine Länge von 25 Zentimetern. Sie werden auch als Wühl-eschen bezeichnet, weil sie, besonders im Sonnenschein, gern im Sande herumwühlen. Ihr Körper ist mit Schuppen, die den Fischschuppen ähnlich sind, bedekt. Die handgroße Krötenesche mit ihrem kurzen dreieckigen, mit Dornen bedehrten und mit Hörnern geschmückten Kopf, und mit ihrem abgeflachten, kreisrunden und stacheltragenden Rumpf, der in ein kurzes Schwänzchen endigt, macht den Eindruck eines kleinen Teufels. Ihr mangelt aber die fast allen ihren Verwandten eigene Schleuderzunge, die zur Insektenjagd dient, und sie hat deshalb oft mit Nahrungsorgen zu kämpfen. Die Sand-schlangen kommen in Südosteuropa vor. Ihr Körper ist so weich und schmiegsam, daß er sich jeder Unterlage anpaßt. Bei unfreundlichem Wetter vergräbt sie sich ganz in den Sand, bei Sonnenschein steckt sie ihren Kopf aus dem Sande hervor. Die etwa 3/4 Meter lange Schlange nährt sich von Mäusen und kleinen Eidechsen, auf die sie blitzschnell losfährt und die sie ebenso schnell nach Schlangenart umschlingt, um sie zu töten.

Dicht bei diesem Behälter stehen die Terrarien mit den Agamen und Baranen. Die Agamen sind scheue und äußerst behende Eidechsen von etwa 20—75 Zentimeter Länge und schöner Färbung. Sie besitzen einen breiten Leib mit langem dünnen Schwanz und sind gewandte Kletterer und stichtige Springer. Ihre Heimat sind das tropische Afrika, das tropische Asien und Australien. Bei Annäherung eines Menschen oder beim lebhaften Spiel miteinander niden sie in eigenartiger Weise mit dem dreieckig abgekehrten Kopfe. Wir sehen im Terrarium die Siedleragam aus Afrika, die zirka 30 Zentimeter lang wird und in allen Regardörfern Afrikas zu finden ist. Die Oberseite ist gewöhnlich sandfarben mit dunkleren viereckigen Flecken und gelben Zeichnungen. Das Tier nährt sich von Käfern

und kleinen Eidechsen. Die Bartagame aus Australien ist bedeutend größer. Die Wüstenagame, die nur eine Länge von 20 Zentimeter erreicht, ist leicht daran zu erkennen, daß sie mit halbkreisförmig nach oben gebogenem Schwanz läuft, wie das für fast alle Wüsten- und Steppenechsen charakteristisch ist. Der Dornschweif, der ebenfalls zu den Agamen gehört, ist in dem Behälter untergebracht, in dem die Wülschsen, Krötenechsen und Sand-schlangen leben. Die Dornschweif, die in Nordafrika besonders und in Nordindien vorkommen, erreichen eine Länge bis zu 80 Zentimeter und sind recht ungeschlachte Tiere. Sie leben auf dürrern, felsigem Gelände, sind deshalb auch nur steingrau oder braungrau gefärbt und nähren sich von Pflanzenstoffen. Der mit Stachel-schuppen besetzte kräftige Schwanz wird als Verteidigungswaffe gebraucht.

Die Barane sind räuberische Eidechsen, die durch Beißen und Schwanzschläge ihre Beute bewältigen. Sie sind ungemein kräftige und im Vergleich mit den Agamen große Tiere. So wird zum Beispiel der Wüstenwaran aus Nordafrika, der genau wie der Wüstenand gefärbt ist, über einen Meter lang. Er ist ein tollkühnes Tier. Im Zorn richtet er sich auf, bläht den Kehlsack und stürzt vertegen auf die Pferde oder Kamele der vorüberziehenden Karawane los, beißt sich ihnen in der Kehle fest und veranlaßt die Tiere so zum Durchgehen.

Eine sehr langschwänzige Echsenart aus dem östlichen Süd-amerika ist der Teju. Auch er wird bis zu 1 Meter lang. Das dicke Tier ist ziemlich bunt gezeichnet, aber in seinen Bewegungen recht träge. Er ist in seiner Heimat ein stark gefürchteter Räuber. Gleichfalls aus Südamerika stammt die in der Nähe des Teju untergebrachte Ameibe, die dem uns geläufigen Eidechsentyp schon näher kommt und auch nur eine Länge von höchsten 50 Zentimeter erreicht. Sie besetzt Grablöcher, mit denen sie sich für die Nacht kleine Höhlen in feuchtes Erdreich gräbt. Die Ameiben können sehr schnell laufen, gut klettern und springen. Sie sind aber auch sehr schreckhaft.

Vorn am Eingang auf der linken Seite fällt noch ein großer Behälter, ein sogenanntes Aquaterrarium, auf, das mit allerlei ausländischen Fröschen besetzt ist, von denen einige geradezu Froschriesen darstellen, wie z. B. die zirka 20 Zentimeter und darüber langen Ochsenfrösche aus Nord- und Südamerika. An den Wänden und vorn Fenster in der Nähe dieses Riesenfroschbehälters ist eine große Anzahl von kleinen Molchen, von Fröschen, Kröten und Unken in kleineren Behältern untergebracht, darunter oft recht prächtig gefärbte Exemplare von Unken, Molchen usw.

Neben den Amphibien und Reptilien — von den Schlangen sei ein andermal gesprochen — sind hier oben im Terrarium zwei interessante und seltene Fische ausgestellt, auf die noch besonders hingewiesen sei, nämlich der Bitteraal und der Bitterwels. Der Bitteraal lebt in südamerikanischen Gewässern und besitzt in seiner Schwanz-flosse ein elektrisches Organ, das ihn befähigt, ziemlich kräftige elektrische Schläge auszuweiten. Ein ähnliches, aber in der Wirkung nicht ganz so kräftiges Organ besitzt der im Nil lebende Bitterwels in einer dicht vor der Schwanzflosse auf dem Rücken gelegenen Fettflosse. M. G. Waage.

Kleines feuilleton.

Christus und die Streikbrecher.

Und unter ihnen an den Maschinen
Stand Christus und er wertete mit ihnen.
Auf seiner Stirn stand der gleiche Schweiß.
Er rang mit ihnen um gleichen Preis.

Er hörte, wie sie von Sorgen sagten,
Wie sie über Steuern und Lasten klagten,
Wie ihre Löhnung die gleiche sei
Und alles teurer werde dabei,

Und wie es not sei, sich zu ermannen . . .
Und Christus schritt mit ihnen von dannen
Und hielt mit ihnen in Harm und Not
Und brach mit ihnen das letzte Brot.

Und an den Tagen voll Gram und Bangen
Ist er an den Werken vorbeigegangen,
Da sah er erstaunt die Essen sprühen,
Im Ofen ein helles Feuer glühn.

Und fremde Männer an den Maschinen,
Der Arbeit fremd, mit trohigen Mienen,
Bom reichen Herrn gehueuert zur Fron
Um einen elenden Hungerlohn.

Da war das Antlitz Christi voll Schmerzen.
Er griff nach seinem zuckenden Herzen,
Verhüllte sein Haupt und schritt seldein . . .
Und hinter ihm pfliff ein Mauerstein. —

L. Guld.

Erzieherisches.

Das Kind als Kritiker des Unterrichts. Neben die Frage, welche Unterrichtsfächer Kinder am meisten und am wenigsten lieben, hat der Lehrer Artur Lode interessante Untersuchungen durch Umfragen bei Schülern angestellt, über deren Ergebnisse er in der „Umschau“ berichtet. Wenn auch die Untersuchungen bewiesen haben, daß die Kinder kein konsequentes, also wohlbedachtes Urteil haben, sondern sich von Neugierlichkeiten, beispielsweise dem Verlauf der letzten Unterrichtsstunde beeinflussen lassen, so können doch aus den gegebenen Antworten wertvolle psychologische Schlüsse gezogen werden. Die Fragen, die den Kindern vorgelegt wurden, lauteten: 1. Welche Fächer sind Deine drei Lieblingsfächer? 2. Welches ist Dein ungeliebtestes Fach? 3. Gib an, warum sind die genannten Fächer Deine Lieblingsfächer, beziehungsweise warum ist es Dein ungeliebtestes Fach? Bei Frage 1 muhten die Kinder versuchen, die Fächer in der Reihenfolge niederzuschreiben, in der sie sie liebten. Es wurden zwei Klassen von 13—14jährigen Volksschülern, Knaben und Mädchen gemischt, befragt, von denen die eine aus besseren, die andere aus mehrmals sitengebliebenen Schülern bestand. Die Fragen wurden dreimal zur Beantwortung vorgelegt und zwar in der Weise, daß zwischen der ersten und zweiten eine, zwischen der zweiten und dritten vier Wochen lagen.

Das auffallendste Ergebnis war zunächst, daß die Beantwortung auf alle Fragen in den drei Verläufen nur bei 12,1 Proz. der Schüler übereinstimmte. Berücksichtigt man nur die beliebtesten Fächer, so hatten 17,2 Proz. der Schüler jedesmal die gleichen Antworten gegeben, bei Berücksichtigung nur des ungeliebtesten Faches 39,9 Proz. Die Kinder waren also in ihrer Abneigung konsequenter als in ihrer Vorliebe. Des weiteren zeigte es sich, wie nicht anders zu erwarten, daß die besseren Schüler ein festeres Urteil haben als die schlechteren.

Was nun den materiellen Inhalt der Antworten anbelangt, so zeigte es sich, daß die technischen Fächer: Turnen und Zeichnen sich der größten Beliebtheit erfreuten. Der Betätigungs- und Schaffensdrang der Kinder kann sich hier genug tun; sie brauchen hier nicht still zu sitzen und sich mit abstrakten Dingen zu beschäftigen wie in anderen Stunden. Das geht auch aus den Begründungen hervor, die den Urteilen beigegeben wurden: „Weil ich mich richtig austun kann“ (Turnen); „Weil ich gern schöne Muster zeichne“ (Zeichnen) usw. Wertvollsterweise steht das Singen, das doch sonst Kindern viel Vergnügen macht, sogar an letzter Stelle. Lode meint mit Recht, daß die heutige Art des Gesangsunterrichts, die aus Treffübungen, Notensingen, Singen nach Ziffern usw. besteht, den Kindern nicht liegt. Nach Turnen und Zeichnen kommt in der Beliebtheit Weltgeschichte. „Weil hier viel erzählt wird“, darum findet diese Stunde den Beifall der Kinder, und zwar zeigt es sich, daß die Mädchen ebenso begeistert für Schilderungen von Helden und Kämpfen sind wie die Knaben. Erdkunde und Naturgeschichte finden gleichfalls viel Liebhaber, weil ja auch hier der Lehrer interessante und amüsante Dinge erzählt und vorführt und man „viel Neues sieht“.

Auf der negativen Seite der Fächer stehen Deutsch und Formenlehre, Rechnen, Religion und zuletzt, wie schon erwähnt, Singen. Die Religion nimmt also die zweitunterste Stelle ein. Es ist dies kein Wunder bei der Art, wie in unseren Schulen Religion getrieben wird. Man zwingt den Kindern einen Haufen toten Gedächtnisfremes ein; endlose Wiederholungen von biblischen Geschichten, Sprüchen, Liedern tragen ihr Teil dazu bei, den Kindern diese Stunde zu verfehlen. „Man muß soviel lernen“ — „Man bekommt Schläge“ (!) — Diese Aussprüche und viele andere geben einschüchternden Pädagogen genügend Fingerzeige, wie die Schule den Schülern zu einem Orte der Freude gemacht werden kann, statt daß sie, wie heute leider zu oft, ein solcher des Abscheus und der Rangeswelle ist.

Medizinisches.

Pasteurs erste Tollwutpatienten. Das weltberühmte Pasteurinstitut in Paris kann in nächster Zeit sein 20jähriges Bestehen feiern. Aus diesem Anlaß erinnert eine französische Monatschrift an die beiden ersten Tollwutpatienten Pasteurs, die den Ruhm des Gelehrten und seiner Entdeckung mit Bluteseihe verbreiteten. Der erste, der sich in die Behandlung Pasteurs begab, war ein elässischer Bauer namens Josef Meister. Er wurde geheilt, aber das Publikum und auch die Wissenschaft standen diesem einen Fall noch etwas skeptisch gegenüber. Um so größer war der Erfolg bei dem zweiten Patienten, dem jungen Viehhirten Jupille, aus dem französischen Jura. Jupille kam erst sechs Tage nach dem Biß zu Pasteur. Trotz dieser Verspätung versuchte Pasteur die Heilung, die ihm auch glänzend gelang. Sie bildete das Tagesgespräch der Presse und der Salons, wozu namentlich die Geschichte Jupilles lebhaft beitrug. Der junge Bursche hütete auf einer Wiese die Herde, als er einen tollwütigen Hund gegen eine Schar spielender Kinder eilen sah. Ohne an die Gefahr zu denken, warf sich Jupille, nur mit einer Peitsche bewaffnet, dem Hunde entgegen. Ein fürchterlicher Kampf entspann sich. Die schäumende Bestie verwundete den tapferen Jungen schwer, doch gelang es diesem schließlich, sie niederzuringen und ihr mit der Peitschenschur die Schnauze zuzubinden. Die französische Akademie beschenkte ihn für sein mutiges Verhalten mit 1000 Franken. Jupille ist später der erste Concerte des Pasteur-institutes geworden und hat die Stelle noch heute inne.